

(Nachdruck verboten.)

84]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Der Bardauspringer hatte seinen Namen bekommen, weil er — während er ganz ruhig auf dem Dach lag und arbeitete — plötzlich herunterzurutschen und in der Straßentiefe zu verschwinden pflegte. Er war ein paarmal in Gauhöhe herabgefallen, ohne weiter zu Schaden zu kommen; einmal hatte er freilich beide Beine gebrochen und war infolgedessen ziemlich o-beinig geworden. Um ihn milder zu stimmen, erzählte Otto, der sein Kamerad war, wie er das leptomal heruntergefallen war:

„Wir liegen also auf dem Dach und arbeiten — er und ich —, und hundekalt war es. Er hatt' natürlich das Tau abgestreift, und als wir ganz gemütlich dalagen und plauderten, ist er auf einmal weg. „Den Teufel auch,“ rufe ich den anderen zu, „nu ist der Bardauspringer wieder runtergerutscht!“ Und wir, so schnell wie wir können, die Treppe hinunter. Wir waren ja nicht zu Narrenspößen aufgelegt, das könnt Ihr wohl begreifen. Aber da lag kein Albert Olsen auf dem Straßepflaster. Verdammt und verflucht, wo ist der Bardauspringer geblieben? sagen wir und glockten uns dumm an. Aber da guckte ich zufällig nach einer Kellerwirtschaft rüber, und da sieht er, weiß Gott, unten am Fenster und winkt so mit dem Zeigefinger vor den Augen, daß wir runter kommen und ein Glas Bier trinken sollen. „Ich war so verteuftelt durstig geworden,“ sagte er bloß, „ich wollt' mir nicht die Zeit lassen, die Treppen runter zu gehen!“

Das Lachen der anderen hatte Bardauspringer wieder versöhnt. „Wer spendiert 'n Glas Bier?“ sagte er und erhob sich schwer. Er bekam es und setzte sich in eine Ecke.

Stolpe saß da und spielte mit dem Kanarienvogel, der auch seinen Anteil an dem Fest haben sollte. Er saß auf seinem roten Ohr und kraute ihm im Haar, hüpfte dann auf seinem Arm entlang auf den Tisch hinab. Stolpe fragte jeden Augenblick: „Was hat Hänchen?“ — „Piep!“ sagte der Kanarienvogel jedesmal. Dann lachten sie alle. „Hänchen hat 'ne Pfeifel Nee, wie klug er ist, daß er so antworten kann,“ sagten die Frauen.

„Klug — nee, durchtrieben ist er! Einmal hatten wir ein Weibchen für ihn gekauft. Mutter fand es unrecht, daß er nicht auch wissen sollte, was Liebe ist. Sie verheirateten sich denn auch sehr nett, und das Weibchen legte zwei Eier. Aber als sie ansangen wollte, sie auszubrüten, da ward Hänchen mürrisch; er rief sie, sie sollte gefälligst auf den Stod heraufkommen. Das wollte sie nicht, und eines schönen Tages, als sie auch mal 'n bißchen essen wollte, hüpfte er runter und wippte die Eier durch die Gitterstäbe raus. Er war eifersüchtig, der Kader! Ja, Tiere die sind mächtig klug, kolossal, daß das ein kleines Ding sich so ausdenken kann! Nee, nee, seht mal bloß!“

Hänchen war auf den Tisch gehüpft und hatte sich über die Nester des Kuchens hergemacht. Er saß auf dem Rande der Schüssel und wippte wohlgenut mit dem Schwanz, während er einhieb; plötzlich ließ er etwas Unartiges auf das Tisch Tuch fallen. „Herr du meines Lebens!“ rief Stolpe ganz erschrocken aus. „Das hätt' ich mal sein sollen! Dann hätt' Ihr mal seh'n sollen, wie Mutter geschimpft hätt'!“

Der alte Lasse war nahe daran, zu plagen, in so lustiger Gesellschaft war er noch nie gewesen. „Hier ist es ja gerade so, als hätt' man es mit einem Duzend von Bruder Kalles Art zu tun,“ flüsterte er Pelle zu. Pelle lächelte bloß abweisend. Ellen hielt ihre Hand auf seinem Schoß und saß da und spielte mit den Fingern.

Es kam ein Glückwunschtelegramm für Pelle vom Fachverein; das brachte das Gespräch wieder auf ernstere Gebiete. Morten und Stolpe ließen sich auf einen Streit über die Bewegung ein; Morten meinte, sie beachteten den einzelnen nicht genügend, sondern legten zuviel Gewicht auf die Stimmenmasse. Seiner Ansicht nach müsse die Revolution von innen kommen.

„Nein,“ sagte Stolpe, „das führt zu nichts. Können wir aber unsere Genossen in den Reichstag hineinbringen und die Mehrzahl bekommen, dann bilden wir den Staat nach unserem Programm um, und das ist nach jeder Richtung hin gesetzmäßig!“

„Ja, aber es handelt sich um das tägliche Brot,“ sagte Morten mit Nachdruck. „Hungrige Leute können nicht darsitzen und sich darin üben, Majorität zu werden; denn während das Gras wächst, stirbt die Kuh! Sie sollen sich selbst zulangens. Tun sie das nicht, so ist ihr Selbstgefühl nicht derart, und dann muß man sie zu dem Bewußtsein ihres eigenen Menschentwertes aufwecken. Wenn ein Gesetz käme, das dem armen Mann verböte, die Luft einzuatmen, glauben Sie, daß er es dann nachließe? Er könnte es ganz einfach nicht! Es ist traurig, wenn er herumgehen und das Essen ansehen kann und doch imstande ist, es nicht zu essen. Da hapert es mit seiner Redetüchtigkeit! Und das macht sich der Staat zu seinem Nachteil zunutze. Was hat der arme Mann damit zu tun? Er steht ja außerhalb des Ganzen! Ein Mann darf sein Pferd und seinen Hund nicht hungern lassen, aber der Staat, der ihm das verbietet, läßt seine Arbeiter selbst hungern! Ich glaube, es rächt sich, wenn man den kleinen Leuten noch mehr Gehorsam gegen das Gesetz vorpredigt; wir kriegen schlechtes Material für den neuen Staat, den wir einmal begründen wollen.“

„Na ja, wir üben uns doch wohl nicht aus Respekt für die Gesetze des kapitalistischen Staates im Gehorsam gegen das Gesetz,“ sagte Stolpe ein wenig unsicher, sondern aus Rücksicht auf uns selbst. Gott sei den Armen gnädig, die sich selbst ihr Recht verschaffen.“

„Das hält doch die Wunde frisch! Alle die andern, die im stillen hungern, was richten die aus? Es sind ihrer nur leider zu wenige, so daß man Platz in den Gefängnissen für sie hat. Aber wenn jeder, der hungert, den Arm durch das Schanfenster stecken und sich selbst nehmen wollte, dann würde die Ernährungsfrage bald gelöst sein; man steck nicht die halbe Nation ins Gefängnis. Jetzt ist ja der Hunger noch eine menschliche Tugend mehr, die man übt, so daß man oft daran stirbt — zum Vorteil für die, die zu Hausen ansammeln. Den braven, armen Mann klopfen sie auf die Schulter, weil er dem Gesetz so gehorsam ist. Was braucht er da noch weiter?“

„Ja, zum Teufel auch, natürlich ist die Sache verkehrt!“ erwiderte Stolpe. „Aber das ist ja auch gerade der Grund, weshalb — nee, Sie überreden mich nicht, mein junger Freund! Sie sind mir viel zu rot. Die Sache geht nicht! Nun bin ich vom ersten Tage an bei der Bewegung gewesen, und da soll keiner kommen und sagen, daß Stolpe bange ist, seinen Pelz zu Markt zu tragen; aber die Fassung paßt mir nicht. Wir haben immer dieselbe Richtung innegehalten, und alles, was wir erreicht haben, haben wir auf das Konto hin gekriegt.“

„Ja, das ist wahr,“ stimmte Frau Stolpe bei. „Wenn ich an die erste Zeit zurückdenke und dann an jetzt, so kann ich es selbst beinahe gar nicht glauben. Damals konnten wir uns kaum bergen, nicht einmal unter Leuten von unserem eigenen Stand; sie schikanierten uns auf alle Weise und haßten Vater, weil er nicht eben solch ein Schaf war wie sie, sondern sich ihrer Sachen annahm. Jedesmal, wenn ich aus der Küchentür rauskam, hing da solch schmutziger Lappen von Scheuertuch über dem Türdrücker, und noch viel schlimmere Dinge schmierten sie uns an die Tür. Und wer tat das wohl? Ich habe es nie zu Vater gesagt, denn der wäre ja rasend geworden und hätt' das ganze Haus runtergerissen, um den Schuldigen zu finden. Nee, Vater der hat schon genug zu kämpfen. Aber jetzt: „Ach, da kommt Stolpe, hurrah! Stolpe soll leben! Vor dem muß man Respekt haben, der ist ja Veteran!“

„Das mag alles ganz wichtig sein,“ murmelte Albert Olsen, „aber der Schieferdeder, der klettert doch am höchsten.“ Er saß mit gesenktem Haupt da und starrte wütend vor sich hin.

„Freilich klettert der am höchsten,“ sagten die Frauen, „es sagt ja auch niemand, daß er es nicht tut.“

„Laßt ihn nur in Ruhe,“ sagte Otto, „er hat einen Kleinen gefaßt!“

„Dann sollt er lieber einen Spaziergang in der frischen Luft machen und nicht hier sitzen und eifrig sein,“ sagte Frau Stolpe sehr bestimmt.

Der Bardeauspringer erhob sich mit Anstrengung. „Sagten Sie einen Spaziergang in der frischen Luft, Frau Stolpe? Ja, wenn emand in die Luft gehen kann, dann ist es weiß Gott Albest Olsen. Die großschnauzigen Maurer, was können die wohl?“ Er stand mit gesenktem Kopf da und brummte wütend vor sich hin. „Ja, ja, dann machen wir einen Spaziergang in der frischen Luft. Mich sollt Ihr nicht zum Narren haben.“ Er schwankte zur Küchentür hinaus.

„Was will er doch nur da?“ rief Frau Stolpe erschrocken aus.

„Ach, er will bloß mal in den Hof runter und seine Gedärme umdrehen,“ sagte Otto. „Er ist ein brillanter Bursche, aber er kann nur nichts vertragen.“

Belle hatte dagesessen und mit dem Bleistift auf einem Bogen Papier gezeichnet, während die anderen diskutierten. Ellen lehnte über seiner Schulter und sah ihm zu. Er fühlte ihren heißen Atem im Ohr und lächelte glücklich, während der Bleistift arbeitete. Ellen nahm die Zeichnung, als er fertig war, und schob sie über den Tisch den anderen hin. Es war ein dicker, schweißtriefender Mann, der seinen eigenen dicken Bauch auf einer Schubkarre vor sich hinschob. „Der Kapitalismus, wenn wir anderen uns weigern, ihm länger Dienste zu leisten!“ stand darunter. Die Zeichnung fand großen Anklang. „Du bist ja ein vertauselter Bursch!“ sagte Stolpe; „das schide ich an das Witzblatt, ich kenne den Redakteur.“

„Ja, Belle,“ sagte Lasse stolz, „es gibt gar nichts, was der nicht kann; weiß der Teufel, wo er das her hat, denn vom Vater hat er das nicht.“ Und dann lachten sie.

Zimmermann Stolpes brave Frau sah da und betrachtete die Zeichnung ganz verwundert, sah dann Belles Finger an und sah wieder auf das Bild. „Ich kann wohl verstehen, daß man mit dem Mund wohl ulfiges sagen kann,“ sagte sie, „aber mit den Fingern, das begreife ich nicht. Und der Aermste, wie muß er an seinem Bauch schleppen. Das ist beinah noch schlimmer, als damals, als ich Viktor kriegen sollte.“

„Besser Viktor, das ist der Kleinste, der so verdammt klug ist,“ sagte Otto erklärend und sandte Belle einen warnenden Blick zu.

„Ja, wahrhaftig, der ist klug, wenn er auch erst ein halbes Jahr alt ist. Neulich nahm ich ihn mit runter, als ich Milch kaufen wollte. Seit der Zeit will er nicht mehr die linke Brust seiner Mutter nehmen. Der Bengel hatte weiß Gott gesehen, daß der Rutscher Magermilch aus der linken Seite des Wagens zapfte und Vollmilch aus der rechten. Und ein andermal . . .“

„So, Mutter, laß das nun man!“ sagte Zimmermann Stolpe, „siehst Du denn nicht, daß sie dastehen und Dich zum Narren haben? Dann sollt man wohl allmählich auch sehen, daß man nach Hause kommt.“ Er sah ein wenig verlezt aus.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

15) Von Leo Tolstoi.

„Das ist unrecht von Dir,“ sagte Gamsalo mit strafendem Blick und verließ das Zimmer. Chan-Nahoma blinzelte pfiffig hinter ihm her, und als er seine Zigarette zu Ende geraucht hatte, fragte er Loris-Melikow, wo er wohl am besten einen seidenen Beschemet und eine weiße Lammfellmütze kaufen könne.

„Hast Du denn so viel Geld?“ fragte der Adjutant.

„Es wird wohl dazu reichen,“ entgegnete Chan-Nahoma.

„Frag ihn einmal, woher er das Geld hat,“ sagte Eldar, sein lächelndes, hübsches Gesicht nach Loris-Melikow hinwendend.

„Ich habe im Spiel gewonnen,“ sagte Chan-Nahoma rasch.

Und er erzählte, wie er gestern, als er in den Straßen von Tiflis spazieren ging, auf einen Haufen von Russen und Armeniern gestoßen sei, die „Schrift oder Adler“ spielten. Der Satz sei recht groß gewesen: drei Goldmünzen und eine ganze Menge Silbergeld. Chan-Nahoma hatte das Spiel rasch begriffen, war, mit den Kupfermünzen in seiner Tasche Himpernd, mitten in den Kreis der Spieler getreten und hatte aufs Ganze gehalten.

„Wie denn -- aufs Ganze? Hastest Du denn so viel Geld?“ fragte Loris-Melikow.

„Zwölf Kopelen hatte ich im ganzen,“ antwortete Chan-Nahoma mit vergnügtem Grinsen.

„Und wenn Du verloren hättest?“

„Dann hatte ich diese hier,“ sagte Chan-Nahoma, auf seine Pistole zeigend.

„Die würdest Du hingegeben haben?“

„Wozu denn? Weggelaufen wäre ich, und wäre mir eines nahegekommen, dann hätte ich ihn getötet. Abgemacht.“

„Und Du hast gewonnen?“

„Aija, ich steckte alles ein und ging davon.“

Ueber Chan-Nahoma und Eldar war Loris-Melikow sich vollkommen klar. Chan-Nahoma war ein lustiger Bursche, der gern über die Stränge schlug und nicht wußte, was er mit seinem Ueberfluß an Lebenskraft beginnen sollte — immer vergnügt, leichtsinnig, mit dem eigenen Leben wie mit dem fremden spielend. Diese Lust am Spiel mit dem Leben machte ihn auch bestimmt haben, zu den Russen überzugehen, wie sie ihn vielleicht morgen bestimmen würde, wieder zu Schamyl zurückzukehren.

Auch in Eldars Wesen war nichts Rätselhaftes: er war ein ruhiger, starker, zuverlässiger Mensch, seinem Murschid bis in den Tod ergeben. Ein Rätsel blieb Loris-Melikow nur der rothaarige Gamsalo. Er sah, daß dieser Mensch nicht nur im Innern noch zu Schamyl hielt, sondern daß er auch allen Russen gegenüber einen flammenden Haß und Abscheu empfand. Er konnte daher nicht begreifen, warum er eigentlich zu den Russen übergegangen war. Er schöpfte den Verdacht — der auch bereits in einigen anderen russischen Offizieren aufgestiegen war — daß Chadschi-Murats Uebertritt und alles, was er von seiner Feindschaft mit Schamyl erzählte, nichts als List und Täuschung sei, daß er nur gekommen sei, um die Schwächen der russischen Stellung auszukundschaften und dann, nachdem er wieder in die Berge geflohen, alle Kräfte gegen die schwachen Punkte zu richten. Gamsalos ganzes Wesen erschien dem Adjutanten als eine Bestätigung dieser Vermutung. „Diese beiden da, und Chadschi-Murat selbst, wissen ihre Absichten zu verbergen,“ dachte Loris-Melikow, „jener Rotkopf aber verrät sich durch seinen unverhohlenen Haß.“

Loris-Melikow versuchte es, auch Gamsalo zum Sprechen zu bringen. Er fragte ihn, ob er sich nicht langweile. Doch jener sah ihn nur mit seinem einen Auge scheel von der Seite an, und ohne auch nur einen Augenblick seine Flechtarbeit zu unterbrechen, brüllte er mit seiner heiseren Stimme draußlos: „Nein, ich langweile mich nicht.“ Und von ähnlicher Art waren auch alle übrigen Antworten, die er gab.

Während Loris-Melikow noch im Zimmer der Muriden Chadschi-Murats weilte, trat auch Chanefi, der AWARE mit dem haarbedeckten Gesicht und Nacken und der zottigen, wie von Moos überwucherten Brust ins Zimmer. Er war ein Mensch, der nicht viel nachdachte, ein rüstiger Arbeiter, der gehorsam die Arbeit verrichtete, die sein Herr ihm aufgab, und ganz in dieser Arbeit aufging.

Als er jetzt hereinkam, um Reis zum Mahle zu holen, sprach Loris-Melikow ihn an und fragte, woher er sei, und wie lange er Chadschi-Murat schon diene.

„Fünf Jahre,“ antwortete Chanefi. „Ich bin aus demselben Dorfe wie er. Mein Vater hat seinen Oheim getötet, und sie wollten mich dafür töten,“ erzählte er ruhig, während sein Blick unter den zusammengewachsenen Brauen hervor auf Loris-Melikow fiel. „Da bat ich Chadschi-Murat, er solle mich als Bruder annehmen.“

„Was heißt das: als Bruder annehmen?“

„Ich ließ zwei Monate lang meinen Kopf unrasiert und meine Nägel unbeschnitten und kam dann zu ihm. Er ließ mich zu Batimat, seiner Mutter, hinein. Batimat reichete mir die Brust, und so wurde ich sein Bruder.“

Im anstößenden Zimmer ließ sich Chadschi-Murats Stimme vernehmen. Eldar hörte seinen Ruf, säuberte rasch seine Hände und ging zu seinem Murschid hinein.

„Er bittet einzutreten,“ sagte Eldar, zu Loris-Melikow zurückkehrend. Dieser gab dem lustigen Chan-Nahoma noch eine Zigarette und ging dann zu Chadschi-Murat in das Gastzimmer zurück.

13.

Chadschi-Murat empfing den Adjutanten mit vergnügtem Gesichte.

„Nun, wollen wir fortfahren?“ begann er, auf dem Ditwan-Platz nehmend.

„Unbedingt,“ sagte Loris-Melikow. „Ich war inzwischen bei Deinen Trabanten und habe mich mit ihnen unterhalten. Einer von ihnen ist ein recht lustiger Junge.“

„Du meinst Chan-Nahoma — ja, das ist ein leichter Bursche,“ sagte Chadschi-Murat.

„Recht gut hat mir der hübsche, schlanke Jüngling gefallen.“

„Ah, Eldar! Ja, der ist noch jung, aber treu und zuverlässig, wie von Eisen.“

Sie schwiegen eine Weile.

„Soll ich nun weiter erzählen?“

„Ja, ja.“

„Ich beschrieb Dir zuletzt, wie die Chane getötet wurden. Als nun Gamsat sie getötet hatte, hielt er seinen Einzug in Chunsach und nahm im Palaste der Chane Wohnung. Es war jetzt nur noch die Mutter der Chane übriggeblieben. Gamsat ließ sie vor sich kommen, und sie begann ihm Vorwürfe zu machen. Da gab er seinem Muriden Asselder einen Wink, worauf dieser ihr von hinten einen Schlag über den Kopf versetzte, daß sie tot hinfiel.“

„Warum hat er denn auch die Alte getötet?“ fragte Loris-Melikow.

„War er mit den Vorderbeinen über den Zaun gekrochen, so mußten auch die Hinterbeine nach. Das ganze Geschlecht sollte

ausgerottet werden, und so geschah es auch. Den jüngsten der Chane hatte Schamyl beseitigt, er hatte ihn in einen Abgrund gestürzt."

"Ganz Avarien unterwarf sich nun Gamsat, nur wir zwei, ich und mein Bruder, unterwarfen uns nicht. Wir hatten die Chane an ihm zu rächen und vorleben sein Blut. Zum Scheine zwar unterwarfen wir uns, doch dachten wir immer nur daran, wie wir unser Rachewerk ausführen könnten. Wir berieten uns mit unserem Großvater, dem Silberschmied, und beschloßen, den Augenblick abzupassen, da Gamsat den Palast verlassen würde, und ihn dann aus dem Hinterhalt zu töten. Unser Gespräch war jedoch belauscht und Gamsat hinterbracht worden. Er ließ den Großvater vor sich kommen und sprach zu ihm: Höre einmal, wenn es wahr ist, daß deine Enkel Böses gegen mich im Schilde führen, dann soll du mit ihnen zusammen an demselben Galgen hängen! Ich tue Gottes Wert, und niemand soll mich daran behindern. Nun geh und merke es dir, was ich gesagt habe."

"Der Großvater kam heim und sagte uns alles. Da beschloßen wir, nicht länger zu warten, sondern unseren Plan gleich am nächsten Feiertag in der Woschee zur Ausführung zu bringen. Die Freunde, die wir eingeweiht hatten, weigerten sich mitzugehen, und so blieben wir beide, ich und mein Bruder, ganz allein übrig."

"Wir nahmen jeder eine Pistole, hingen unsere Filzmäntel um und gingen nach der Woschee. Gamsat erschien, von dreißig Muriden begleitet. Sie hatten alle die blanken Säbel in der Hand. Affelder, sein Viebling — derselbe, der der Mutter der Chane den Kopf abgeschlagen hatte — sah uns und rief, wir sollten die Filzmäntel abtun. Als er auf uns zukam, zückte ich den Dolch nach ihm und erstach ihn. Dann warf ich mich auf Gamsat, aber mein Bruder Osman hatte bereits nach ihm geschossen. Gamsat lebte noch und stürzte sich mit dem Dolch auf den Bruder, doch ich schoß ihn durch den Kopf, daß er tot niederfiel. Die Muriden waren zu dreißig, und wir nur zwei. Meinen Bruder Osman töteten sie, ich aber konnte mich ihrer erwehren, sprang zum Fenster hinaus und entkam."

"Als es ruchbar wurde, daß Gamsat getötet sei, erhob sich das ganze Volk, und die Muriden entflohen. Die nicht mehr entfliehen konnten, wurden niedergemacht."

Chadschi-Murat hielt inne und schöpfte tief Atem.

"So weit war alles gut," fuhr er fort — „dann aber ward alles verdorben. Schamyl trat an Gamsats Stelle. Er schickte Boten zu mir und ließ mich sagen, ich solle mit ihm gegen die Russen ziehen — falls ich mich weigerte, drohte er, Chunsach zu zerstören und mich zu töten. Ich ließ ihm antworten, daß ich weder zu ihm kommen noch dulden würde, daß er zu mir käme."

(Fortsetzung folgt.)

Der gute alte Kasper.

Von Erich Schlotzner.

Als unferns noch in den Knabenjahren war, war die Kasperhude noch die umlagerte Stätte des Entzückens, wo man gerne eine halbe Stunde umherstand, um den Beginn der Vorstellung abzuwarten. Ohne den mundfrehen und schlagfertigen Kasper gab es ja gar kein richtiges Jahrmarktsvergügen. Wenn man heute durch die Budenstadt des „Hamburger Doms“ wandert (des größten Volksmarktes, der überhaupt noch erhalten ist) sucht man den Kasper vergebens.

Der Dom ist zwar nicht zu vornehm geworden (das ist auch gar nicht seine Aufgabe), wohl aber zu modern, zu kompliziert, zu raffiniert, zu industriell. Neben all dem mechanischen Maschinentramp würde der gute alte Kasper sich vorfinden, wie ein schleswig-holsteinischer Fischer in einer Premiere der Kammerspiele. Man findet auf dem Dom Rutschbahnen und Karussells, die kostspielige industrielle Unternehmen sind, aber den Kasper findet man nicht. Nicht der Dom ist für Kasper, aber Kasper ist für den Dom zu vornehm, zu naiv, zu phantasiebegabt geworden. — — —

Glücklicherweise braucht man vom Dom nur nach St. Pauli einzubiegen: dort findet man den lieben alten redlichen Kasper noch; dort spricht er wie vor Jahrhunderten plattdeutsch und verhält sich immer erfolgreich „Doh“, „Deuwel“ und „Obrigkeit“. Wer sich unter das lauschende Publikum mischt, wie es Julius Stinde so gern tat, als er noch Werkführer in einer chemischen Fabrik in Hamburg war, könnte nun freilich an Kaspers Vornehmheit irre werden. Es kann nicht gut verschwiegen werden, daß man Kaspers plattdeutsche Redeweise in einem Lehrbuch des sogenannten „guten Tons“ vergebens suchen würde. Er benennt auch die distretesten Gegenstände und Körperteile mit einer Unversfohrenheit, als käme er mitten aus der Natur heraus und hätte mit der Verweidlichung der Kultur noch keine Bekanntschaft gemacht. Wir alle kennen und schätzen den bescheidenen Teil unseres Leibes, auf dem wir sitzen: wer aber wagte ihn zu nennen? Und wer riskierte gar, ihn in einer gesitteten Gesellschaft mit seiner natürlichen Stimme reden zu lassen? Kasper aber spricht von ihm, als wäre es die einfachste Sache von der Welt und wenn er damit einen komischen Effekt erzielen kann, gibt er ihm auch die Stimme wieder, die ihm das Gebot der guten Gesellschaft genommen hat. Wer sich in einem solchen Augenblick inmitten der harrenden Jugend befindet, kann einen Jubelausbruch erleben, den anzuhören sich lohnt. In jedem Jungen steckt die unbändige Lust, der bleichwangigen Kultur zugunsten der angeborenen Farbe der Entschliegung ein Schnippchen zu

schlagen. Wenn darum Kasper es tut, handelt er in ihren Augen wie ein rechter Held, wie ein Triumphator über die schwächlichen Sitten der Schulmeister. Und sie jubeln ihm zu. — — —

Mit der Vornehmheit Kaspers aber hat es trotzdem seine Richtigkeit, nur daß man den Begriff *Leeresich* fassen muß, wie Kasper ja selber ein ungewaschener Künstler ist. Die Marionetten, die an Drahten bewegt werden haben, wie im richtigen Theater, einen Vorhang, auswechselbare Hintergründe, Kulissen, Verjüngungen, Fauber- und Lichteffekte. Kasper dagegen verzichtet auf all und jede Ausstattung seiner Bühne; er hat nur den vieredigen Ausschnitt eines Leinwandzuges und muß alles übrige durch sein lebendiges Wort erreichen. Das nenne ich *vornehm*. Außerdem braucht er nicht so steif und edig zu erscheinen, wie Drahtpuppen stets erscheinen müssen, mögen sie auch noch so geschickt geleitet werden: in seinem Kopf steckt der Zeigefinger eines Menschen, während Daumen und Mittelfinger die Arme bewegen. Dadurch aber wird Kasper etwas von Fleisch und Blut. Es steckt tatsächlich menschliches Leben in ihm, und das ist wiederum vornehm. Wer den vornehmen und doch so urwüchsigem Burischen im Hause zu haben wünscht, soll seinen Kindern mit den prächtigen Figuren eine Freude machen, die nach Modellen von Carlo Böcklin bei Gebauer u. Schwetschke in Halle zu haben sind. Die Figuren sind aus einem Material hergestellert, das einen gehörigen Puff verträgt, und der Preis ist bescheiden.

Es braucht uns natürlich nicht zu wundern, daß der vornehme Kasper auch vornehme Freunde gefunden hat. Die bekannte französische Schriftstellerin George Sand hielt sich auf ihrem Landgut Rohant von 1847 bis zu ihrem Tode 1876 eine vollständige Kasperbühne, für die sie eine große Reihe von Szenen dichtete. Aus ihrer Liebe zum Kasper darf man schließen, daß sie eine gute Beobachterin seiner Leistungen gewesen ist, und darum freut mich besonders eine ihrer Wahrnehmungen, die ich persönlich auch gemacht habe. In einem Roman, der 1859 erschien, sagt sie unter anderem: „Und scheint es Ihnen nicht, als ob alle seine Gemütsbewegungen sich in seinen Zügen widerspiegeln? Ist es nicht erstaunlich, wie dieser nur oberflächlich angelegte Kopf, der nahezu so unschön ist, im Widerschein des Lichtes plötzlich eine solche Wahrheit des Ausdrucks gewinnt? Glauben Sie mir, wenn ein wirklicher Künstler diesen Kasper bewegt, natürlich auf einer Bühne, deren Maße der Figur angepaßt sind, so vergessen Sie vollständig die Größenverhältnisse, ja, Sie vergessen sogar, daß die Stimme der Figur nicht deren eigene ist.“ Was mir noch wunderbarer erscheinen will, ist der Umstand, daß diese Täuschung nicht nur bei einem „oberflächlich angelegten Kopf“, sondern auch bei einem Kopf zutrifft, der einen ganz ausgesprochenen hölzernen starren Ausdruck erhalten hat. Der Kopf des deutschen Kaspers zeigt im allgemeinen ein verwegenes Grinsen, meistens sogar ein mit handfesten Mitteln sehr schroff ausgedrücktes Grinsen. Und doch habe ich mich immer darüber erappt, wie dieser ewig grinsende, in Wirklichkeit völlig unveränderliche Kopf alle Regungen des Spieles ausstrahlte. Auch dem naiven Publikum der Kasperbühne ergeht es durchaus nicht anders, wie der tatsächliche Vorfall mit einem jungen holsteinischen Landmädchen beweist. Kasper hatte auf Plattdeutsch etwa den Satz zu sagen: „Ich bin ein quider Kerl, aber was'n Wunder: ich bin ja auch aus Quidborn.“ Das Landmädchen, das vor der Bude stand, brach dabei ganz impulsiv in die Worte aus: „Mein Gott, da bin ich ja auch her“, und Kasper begann nun, sie nach allen Verhältnissen der gemeinsamen Heimat auszuforschen, worauf sie ganz ernsthaft und ehrlich Bescheid ertheilte — bis das Gelächter der Umstehenden sie aus der Täuschung wach rief und Kasper wieder eine Puppe wurde, nachdem er eine Weile ein lebendiger Mensch aus ihrem Dorfe gewesen war.

Worauf beruht diese Erscheinung, die im Grunde selbstam genug ist? Es ist schließlich doch keine Kleinigkeit, eine 20 Zentimeter große Puppe für einen lebenden Menschen zu halten und aus einem starren hölzernen Gesicht alle Regungen des Gefühls ablesen zu können. Es beruht meines Erachtens auf der psychologischen Tatsache, daß unser Auge vom Gesicht immer nur sieht, was die jeweilige Situation zu sehen zwingt. Ein in die Breite gezogener Mund kann sowohl lachen als weinen; es kommt nur darauf an, wie wir die umgebenden Partien sehen, und die angeregte Phantasie zwingt das Auge, sie in ihrem Sinne aufzufassen. Sehen wir aber erst ein Gesicht, das alle Regungen der Seele widerstrahlt, kommt bei einem naiven Landmädchen der Glaube an einen lebendigen Menschen ganz von selber. —

Wem die George Sand nicht vornehm genug sein sollte, um Kasper in das Reich der gedruckten Literatur hineinzuführen, mag daran erinnert werden, daß auch Goethe sich Edermann gegenüber über den italienischen Kasper ausgelassen hat, und zwar in einer Weise, die deutlich die Verwandtschaft des plattdeutschen Kaspers mit seinem italienischen Stammvater erkennen läßt. Wenn aber Goethe zu Edermann über ihn gesprochen hat, kann ein Goetheprofessor ruhig ein Buch und ein normaler Mensch ruhig ein Feuilleton an die Sache riskieren. Der gute alte Kasper hat denn auch richtig einen wissenschaftlichen Biographen gefunden, nämlich Johs. E. Kabe, der ihm bei E. Bohnen in Hamburg ein Buch gewidmet hat, das die Freunde der Kasperbühne gern lesen werden; um so mehr, als der Verfasser in sehr dankenswerter Weise die Texte der alten Kasperstücke beibringt, wie sie Mitte des vorigen Jahrhunderts und heute noch auf St. Pauli in Hamburg gespielt werden. Wer von dramatischen Dingen etwas versteht, wird gelegentlich über die verblüffende Friße und Echtheit des Dialogs

erkannt sein. Kasper spricht tatsächlich besser, als manche modernen Bühnenautoren schreiben.

Aber wie steht es mit seiner Moral? Um es ehrlich einzutäumen: nicht zum Besten. Die Universalmaschine, mit der er alles begleicht, heißt Prügel, Wische, Kloppe. Er prügelt seine Gläubiger, er prügelt seine Frau, er prügelt seine Schwiegermutter, er prügelt die Obrigkeit, er prügelt den Tod und er prügelt den Teufel. Scharfsinnigen Beobachtern ist diese handfeste Moral oder vielmehr unmoral denn auch keineswegs entgangen. Rabe teilt ein entzündendes Lied mit, das sich in einer alten, teils handschriftlichen, teils gedruckten Sammlung finden soll und die Szenenfolge der typischen englischen Kasperkomödie „Punch und Judith“ schildert:

„Scheusal!“ rief's, ließ Punch sich blicken:
Schielend auf dem linken Aug',
Buckel wachsend hoch am Rücken,
Habichtsnase, Gängebauch.
Doch — mit Füstelstimme — schmeicheln
Und den Weibern Liebe heucheln
Konnt er wie kein andrer Mann:
So auch Judith er gewann.

Aber rohen Türken gleichend,
Hat ein Weib ihm nicht genügt
Zwanzig, ließ es sich erreichen,
Hätt er gern hinzugefügt.
War auch noch so schön sein Weibchen,
Immer sucht er andre Täubchen.
(Was? Moral? — Galt nicht die Laus!)
Sielt sich stets ein Liebchen aus. — —

Bei so bewandten Umständen ist es weiter nicht sonderbar, daß Englische Gemüter an den Kaspervorführungen den vorchristlich-mäßigen Anstoß genommen haben. Sie vergaßen nur, daß die hinreichende Naivität, daß der offensichtliche Spaß alle unreinen Nebenwirkungen chemisch rein verbrennt. Ein Hamburger Schriftsteller Albert Johannsen hat ihnen einmal eine überaus treffliche Antwort erteilt. In einer kleinen Skizze, die beim Tode eines bekannten Kasperdarstellers geschrieben wurde, läßt er Kasper zu Petrus an die Himmelstür kommen, wo er dem üblichen Verhör unterworfen wird und in die Hölle hinabgeschickt werden soll. Dem guten alten Kasper fällt dabei ein, wie sündhaft er den Teufel auf Erden immer verhauen hat und er bezweifelt mit Recht, daß sich zwischen ihnen ein freundschaftlicher Verkehr werde herstellen lassen. In diesem Augenblick erscheinen gerade einige Kinder an der Himmelstür, die nach altem Brauch ohne weiteres hereingelassen werden. Sie erkennen jubelnd ihren geliebten Kasper wieder und in Rücksicht auf die Freude, die er unzähligen Kindern bereitet hat, läßt Petrus ihn mit den Kindern hinein.

Und so konnte der gute alte Kasper schließlich doch noch in den Himmel kommen, obwohl er auf Erden alle moralischen Autoritäten nach Herzenslust vertobt hatte.

Kleines feuilleton

Kulturgeschichtliches.

Zur Geschichte der Buchdruckpresse. Man hat längere Zeit geglaubt, daß die im Leipziger Privatbesitz befindlichen, 1441 datierten Reste einer Buchdruckpresse tatsächlich von Gutenberg selbst stammen und uns somit die Kunde bringen von den allerersten Anfängen der Buchdruckkunst. Spätere Forschung hat jedoch die Echtheit dieser Reste erfolgreich in Zweifel gezogen. Wie die ältesten Pressen aussehen, zeigen uns erst die Zeichnungen, die bis zum Anfang des XVI. Jahrhunderts zurückdatieren.

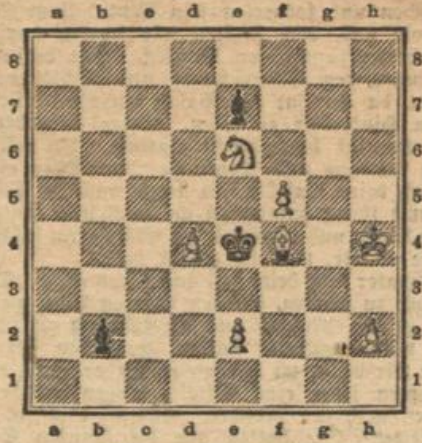
Unter diesen Zeichnungen befindet sich eine Reihe von Entwürfen des genialen Leonardo da Vinci, der als Künstler, Naturforscher und Philosoph gleich Großes leistete. Die „Zeitschrift für Bücherfreunde“ lenkt nun die Aufmerksamkeit auf diese aus den Jahren 1490 bis 1515 stammenden Konstruktionen, die technisch und kulturgeschichtlich hochinteressant sind. Zwei von ihnen verdienen besondere Beachtung. Die erste Konstruktion stellt eine Presse mit Links- und Rechtsgewinde dar. Es läßt sich mit dieser Presse bei der gleichen Bewegung des Drehbengels doppelt soviel Hub der Drehplatte erzielen als bei einer Presse mit einfacher Schraube. „Eine solche Schraube muß zwei Muttern haben, die eine unten, die andere oben“, setzt Leonardo unter die Skizze.

Noch interessanter ist die zweite Konstruktion, die bei der Bewegung des Drehbengels auch den Preßzylinder mittels zweier Zahnräder und einer Kasse sich bewegen läßt. Diese Bewegungen des Preßzylinders sind so berechnet, daß einmal der Tisch nach vorne hinabläuft, so daß man das bedruckte Blatt bequem abnehmen und ein frisches Blatt auflegen kann, das andere Mal eine entgegengesetzte Bewegung ausführt und unter die Drehplatte gezogen wird. Man erkennt leicht, daß hier im Keime die Idee der Schwebdruckpresse enthalten ist. Jedenfalls bot diese Konstruktion auch damals der Ausführung nicht die geringsten Schwierigkeiten.

Ob diese jedoch versucht wurde, wissen wir nicht. Vielleicht ist diese Idee anfangs ebenso vernachlässigt worden, wie so manches, was der große Geist Leonardos vorausgesehen hat. Wie dem auch sei, die Geschichte der Buchdruckkunst darf mit Recht die Leonardo'schen Zeichnungen zu ihren ältesten Denkmälern rechnen.

Schach.

Unter Leitung von E. Alapin.
D. Rind.



Weiß am Zuge gewinnt.

Lösung: 1. f6! (um in der Schlussstellung Kf6 zu verteidigen) 1. e×f6 (1. b1 D, 2. f7) 2. Sc5†, Kf5! (2. Kd5 3. Sa4 oder 2. K×d4 3. Sb3† nebst Sd2) 3. Kh5!, b1 D; 4. Lc1!, D×L; 5. e4†, Kf4; 6. Sd3† nebst S×D. Schachnachrichten. Am 19. Februar beginnt das internationale Turnier von San Sebastian. Preise: 5000, 3000, 2000, 1500 Fr.; außerdem jeder Zähler 100 Fr. und jeder Teilnehmer 400 Fr. Kostenentschädigung.

Das Gambitturnier von Abbazia ist beendet. Schlussstand: Spielmann 15, Duras 13½, Cohn 11½, Reti 11½, Lowyfi 11, Flamborg 10½, Freimann 10½, Szefely 8½, Leonhardt 8½, Rholm 7½, Roselli 7½, Aurbach 5½. Schwarz hat die überwiegende Mehrzahl (etwa 65 Proz.) sämtlicher Partien gewonnen, wodurch das von Dr. Tarasch und anderen Glossatoren zum Zuge (1. e4, e5; 2. f4) e5×f4 gewöhnlich hinzugefügte „?“ (die Ablehnung soll angeblich besser sein) in Frage gestellt und die von uns immer vertretene entgegengesetzte Ansicht bestätigt worden ist.

Auf die theoretischen Errungenschaften des Turniers werden wir noch gelegentlich zurückkommen. Einstweilen nachstehend eine Anzahl der wichtigsten Turnierpartien von Abbazia als Forschungsmaterial.

„Klassische Verteidigung“. Weiß — Szefely, Schwarz — Freimann. 1. e4, e5; 2. f4, e×f4!; 3. Sg1—f3, g7—g5!; 4. Lf1—e4? (h4!); 5. Lf8—g7! (dieser Zug von Philidor wird „klassisch“ genannt); 6. d2—d4, d7—d6; 7. 0—0, h7—h6; 7. c2—c3, Sg8—e7? (7. Sf6! ist das richtige. Auf 8. g3 kann dann 8. Lh3 folgen.) 8. g2—g3, g5—g4 (8. fg3; 9. L×f7†, K×L; 10. S×g5† a.) 9. Sf3—h4, f4—f3; 10. Lc1—e3, Sb8—c6 (besser Sd7); 11. Sb1—d2, 0—0; 12. h2—h3, h6—h5; 13. h3×g4, h5×g4; 14. Sd2×f3!, g4×f3; 15. Dd1×f3, Lc8—e6 (d5!); 16. Lc4×e6, f7×e6; 17. Df3—g4, Sd6—e5 (Verzweiflung; aber wie ist die Drohung Lc3—h6 zu parieren?); 18. d4×e5, Dd8—d7; 19. Lc3—h3, Se7—c6; 20. Lh6×g7, Dd7×g7; 21. Dg5×e6†. Schwarz gab auf.

„Nuzio“. Weiß — Duras, Schwarz — Flamborg. 1. e4, e5; 2. f4, e×f4!; 3. Sf3, g5!; 4. Lc4?, g4?; 5. 0—0, d5; 6. L×d5 (besser ed5) 6. c6; 7. Lb3 (in Betracht kommt L×f7†) 7. g×f3; 8. D×f3, Le6; 9. L×e6, Dd4†; 10. Kh1, f×e6; 11. D×f4, Se7; 12. d3, Sa6; 13. Sc3, Tg8; 14. Df7†, Kd7; 15. D×h7, Lg7; 16. Tf7, Taf8; 17. Le3 (Turmtausch war besser) 17. D×e3; 18. T×g7, Th8!; 19. T×e7†, Kd8; 20. Dg7, Tf8—g8; 21. T×b7 (Auf 21. Df7 folgt 21. Dg3 ober 21. Df6, Th6) 21. T×g7; 22. T×g7, Dh6. Weiß gab auf.

„Riejeriggi“. Weiß — Cohn, Schwarz — Leonhardt. 1. e4, e5; 2. f4, e×f4!; 3. Sf3, g5!; 4. h4!, g4; 5. Se5!, Sg8—f6; 6. Lf1—c4, d7—d5; 7. e4×d5, Lf8—g7 (Auf 7. Ld6; 8. d4, 0—0 folgt 9. 0—0! Sh5; 10. S×g4, D×h4; 11. Sh2!, Sg3; 12. Te1, f3; 13. S×f3, Dh1†; 14. Kf2, Se4†; 15. Ke3, Dh6†; 16. Kd3!, Dg6!; 17. T×S, Lf5; 18. Sg5!, Te8; 19. Sc3, h5!; 20. Ld2, Sd7; 21. Df3, Sf6; 22. Tf1 a. zugunsten von Weiß. Nicht aber 8. 0—0; 9. L×f4? wegen 9. Sh5; 10. g3, f6 nebst event. S×g3) 8. d2—d4, Sf6—h5; 9. Sb1—c3 (Bedeutend besser ist 9. 0—0!, D×h4; 10. De1, D×D!; 11. T×D, 0—0; 12. c8!, Te8; 13. Sa3!, a6; 14. Ld2 nebst event. Sd3 a. B4 muß auf die Dauer fallen) 9. 0—0; 10. Sc3—e4? (Verhättnismäßig besser ist Se2) 10. Tf8—e8? (Wit 10. De7! hätte Schwarz leicht gewinnen können) 11. 0—0!, Dd3×h4; 12. Lc1×f4, g4—g3; 13. Lf4×g3, Sh5×g3; 14. Se4×g3, Dh4×g3; 15. Dd1—h5, Dg3—e3†; 16. Kg1—h1, De3—h6; 17. D×D, L×D; 18. S×f7, Kg7; 19. d6!, Le6; 20. Tae1!, L×L; 21. T×T, L×T; 22. d×c7, Sa6; 23. T×T, S×e7; 24. Te8, Lf4; 25. Sd8, Le4; 26. b3, Lf7; 27. S×L, K×L; 28. g4, Ke7; 29. Kg2, Kd7; 30. Th8, h6; 31. Kf3, Lg5; 32. Th7†, Kd6; 33. c4, b6; 34. Ke4, a5; 35. Tg7, Se8; 36. Tg6†, Sf6†; 37. Kf5, Ke7; 38. Tg7†, Kd6; 39. T×L. Schwarz gab auf.